

»Es gibt doch nichts Göttlicheres, als Berlinerin zu sein.«

Gérôme Castell im Gespräch

Gérôme Castell – Gérômina – gehört zu den Größen der Berliner Transgender-Szene. In den 1980er Jahren fing sie als Vollplayback-Performerin in Berliner Clubs an – und ist seitdem, auch über ihre Mitwirkung in Filmen wie Don't hate me, because I'm beautiful (1992) und What's your secret? (2008) über die Stadtgrenzen bekannt geworden. Durch einen Überfall verlor sie 2013 das Sehvermögen des rechten Auges. Seit 2017 ist sie mit wechselnden Programmen wieder auf den Berliner Bühnen zu sehen, unter anderem am Deutschen Theater. Kontakt: gerome.castell@berlin.de.

Im Oktober 2020 sprachen Heinz-Jürgen Voß und Gérôme Castell über ihr Westberlin.

Lass uns beginnen.

Ich finde es toll, Heinz, dass du dir dieses Buch vorgenommen hast! Denn, weißt du, die Kinder von heute haben es so schwer, sodass sie sich gar nicht vorstellen können, wie frei wir Berliner*innen damals waren. Und ich finde es so toll, dass du das in eine Buchform bringen wirst. Ich finde das irre.

Du deust eine Freiheit an. Was ist das für eine, was bedeutet diese Freiheit, die man sich heute nicht vorstellen kann?

Also ich würde sagen, dass man Zeit hatte, sich selbst zu finden. Auch lieb zu sich selbst zu sein. Weißte, man hat so viele Prämissen, von dem, was die Eltern von einem erwarteten, wie man sein sollte; von dem, was man denkt, wo man selber hinwollte; wo Wegbegleiter sagen: »So bist du eigentlich nicht, sondern du willst den Vorstellungen deiner Eltern entsprechen.« Und wir hatten damals noch diese Freiheit, uns zu finden. Ich habe mich mit 27 Jahren »gefunden«: Ich habe zwar immer noch einen Männerkörper, aber ich lebe als Frau. Es hat ganz lange, 27 Jahre, gedauert, bis ich zu dem stehen konnte, wer ich wirklich bin. Ich war bis 27 mit drei Frauen zusammen, wollte Kinder zeugen, die Mannrolle spielen, die die Gesellschaft und meine Eltern von mir erwartet haben, um mir dann einzustehen: So bin ich gar nicht, ich verwandele mich. Die Zeit, um die Erkenntnis zu

haben. Das meine ich. Heute, die jungen Dinger, haben gar nicht die Zeit, sich selbst zu erkennen. Ich weiß nicht, ob du das verstehst?

Ich denke schon. Ich finde, einiges ist heute vielleicht einfacher – aber in einem vorgegebenen Set von Identitäten. Sich aber selbst zu finden, bedeutet mehr. Genau das. Es gibt viel mehr Angebote, aber: Wer bin ich wirklich? Zu meiner Zeit, da gab es die Popper, die Punker, die Teds. Diese Jugendkulturen waren musikalisch vorgeprägt. Also die Popper mochten Pop-Musik, die Punker Punk-Musik und die Teddys Rock 'n' Roll bzw. Ska.¹

Und darüber ergab sich dann eine Zugehörigkeit. Ich mochte die Einstellung der Popper zwar nicht: »Wir sind reich«, »Wir sind elitär«, denn das passte eigentlich nicht auf mich: Ich bin ja ein Arbeiterkind. Da ich aber weder Punk-, Ska- oder Rockmusik mochte, war Popper meine einzige Alternative, um irgendwo dazuzugehören: Wir trugen Karottenjeans, Charlie-Hosen, Rüschenblusen, geföhnte Haare und machten uns das Leben in Gla-céhandschuhen und mit Mickymaus-Koffern schön ... Und das fand ich gut. Da gehöre ich hin. Heute gibt es tausend Möglichkeiten. Aber, wo bin ich Teil des Ganzen? Das ist für Heutige schwerer: Was wähle ich denn da? Wir »Babyboomer« hatten noch Zeit uns auszudrücken, uns zu finden. Sowas fehlt der heutigen »Generation Vodka«, wo Zwölfjährige sich volllaufen lassen, den Alltag vernebeln, um die innere Leere nicht zu spüren. Keine Richtlinien und zu viele Möglichkeiten schaffen Verwirrung und Orientierungslosigkeit. Eine Zeit ohne Idole und Vorbilder überfordert. Die Jugend ist viel zu sehr impressed von Youtube-Videos und FB-Likes – und bezieht daraus ihren Selbstwert. Die Flucht von Kindern in den Rausch, samt Weggetretensein, wirkt reizvoller als die soziale Realität einer Überdrussgesellschaft, in der Langeweile regiert – trotz Internet und Games. Mehr Auswahl bedeutet nicht gleich mehr Möglichkeiten, sondern mehr Verwirrung.

Du hast erwähnt, dass du dich im Alter von 27 Jahren gefunden hast. Wie hast du bis dahin deine Rolle gelebt, gefüllt? Und in welchem Umfeld?

Ich bin in Tempelhof aufgewachsen, mein Bruder wurde da eingeschult. Als ich dann so weit war, in die Schule zu kommen, lebten wir in Neu-

¹ In Deutschland kam es zu Beginn der 1980er noch vielfach zu Auseinandersetzungen zwischen Teds und anderen Jugendkulturen in Großstädten. So galten in Hamburg die Teds als mit den Punks verfeindet, Schlägereien und regelrechte Bandenkriege waren keine Besonderheit.

kölln. Das war mein Umfeld. Also Neukölln, Mietwohnung, alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern. 1967 war Neukölln ein friedvoller Ort, wir konnten als Kinder allein gefahrlos zur Schule laufen. Heute unmöglich. Aber da bin ich groß geworden.

Weißte, eigentlich wollte ich immer irgendwo als Mann dazugehören. Mit 20 merkte ich, ich war zu schmal, ich hatte keine Muskeln, hatte schmale Schultern, eine schlanke Figur, wie alle Jungs um mich rum. So beschlossen wir »Wir trainieren uns Muskeln an – Männer haben Muskeln.«

Wir gingen dreimal wöchentlich ins Sportstudio, um uns Schultern anzutrainieren. Wir haben wirklich dreimal die Woche stundenlang Gewichte gehoben und die Apparate bedient, um mit breiten Schultern, Oberarmen maskulin zu wirken. Nach ca. neun Monaten stellte ich fest: »Bei mir sind keine Muskelgruppen angelegt«: Alle wurden breiter, nur ich nicht. Ich hatte bis 27 ja drei Freundinnen als Lebensabschnittsgefährtin, weil ich wollte ja ein Hetero-Mann sein.

Aber ich musste mir irgendwann eingestehen: Die Rolle des Mannes spielst du nur. Das ist 'ne Erkenntnis, mit der du erst mal klarkommen musst. Wenn das Universum dir sagt: »Alter, du bist'n Mädchen!« Das musst du erst mal verdauen. Ich hab drei Tage lang nur geheult. Weil ich wusste, wie schwer es sein würde. Ich hätte mir ja ums Verrecken gewünscht, ein heterosexueller Familienvater zu werden. Aber ich spürte: Das wird nix. Das zu akzeptieren, war furchtbar, ganz schrecklich – zu erkennen, du willst dazugehören und tust alles dafür, aber das bist du nicht.

Kennst du Bruce Jenner? Bruce Jenner war sechsfacher Olympiasieger. Er war ein Ausbund an Männlichkeit, der im Sport – frag mich nicht, in welchem Jahr – Medaillen gewonnen hat und der dann mit 60 Jahren den Mut hatte, sich zu seinem Frausein zu bekennen, und sagte: »Ich bin nicht mehr Bruce Jenner, ich bin jetzt Caitlyn, und lasse den Sex-Change vornehmen. Ich will in dem Körper sterben, in dem ich mich wohlfühle.« Das ist 'ne Nummer, dies als Mann zu erkennen und zu ändern. Ich habe ja auch immer nur gemacht, was mein Umfeld, meine Eltern, also irgendwer von außen gesagt hat: So solltest du aber sein. Man erfüllt lediglich die Erwartungshaltung anderer.

Die Erkenntnis ist nicht leicht und tut sehr weh. Dabei geht es nicht um Hetero oder was für 'ne sexuelle Ausrichtung du hast, sondern es geht dabei um Identität. Wer bist du wirklich? Und die Kinder von heute haben diese Möglichkeit nicht mehr, sich selbst zu finden.

Einige scheinen mir auch heute Möglichkeiten zu suchen. Wenn wir an Leute denken, die sich nonbinär verorten, das teilweise auch sehr stark für sich selbst und früh tun ...

Meinst du, dass nonbinary von jungen Leuten als Lifestyle erkannt und umgesetzt wird?

Ich habe den Eindruck: ja, und als Identität. In sozialen Medien war ich zum Beispiel häufiger sehr überrascht, wie lieb junge Leute miteinander umgehen – etwa cis Jungs und trans Jungs ... sich selbst präsentieren und positives Feedback bekommen.

Toll, das ist toll. Heinz, ich liebe dich. Das ist super ... Weißt du, Bilbo Calvez, ich weiß nicht, ob du die kennst, die ist aus Berlin, wir trafen uns früher oft. Sie ist so ein Meter 60 groß. Und sie kam mir einmal entgegen – und da bekam ich richtig Angst vor ihr. Weil, die kam mir so entgegen, dass ich dachte, der Typ haut dir gleich in die Fresse, der mag Transen nicht. Die lief so breitbeinig, breitschultrig, was soll ich sagen, wie so'n Seemann. Und dann erkannte ich sie und fragte: Was ist denn los mit dir? Warum läufste denn wie ein Mann? Und sie sagte: »Ich bin ein Meter 60, 'ne Frau, ich liebe Männer ... Aber wenn ich so laufe, wie ein Mädchen, dann hab ich zwanzig Verehrer am Arsch und das will ich nicht.« Sie lief wie ein Kerl und sagte damit: »Ich bin kein verfügbares Lustobjekt, Opfer, mit Stöckelschuhen, geschminkt.« Sondern nonbinary ... Also sie ist hetero, hat Kinder, 'nen Mann und Kätzchen – aber läuft so, weil sie keinen Bock hat, ständig angemacht zu werden.

Ich weiß nicht, ob junge Mädchen nonbinär umsetzen ... ihre Selbstbehauptung über Stimme, Lautstärke und Körpersprache proklamieren. Für mich fügen sie sich in ihre Rolle: lieblich, angepasst, unterwürfig zu sein. Mich stört, dass in der U-Bahn ein Kerl so breitbeinig sitzt, dass wir Mädels uns schmal machen müssen, die Beine übereinander geschlagen ... Keine sagt: »Kannste mal etwas weniger Platz einnehmen?« Männer sind es gewohnt, dass der öffentliche Raum ihnen gehört und wir Frauen uns klein machen.

Als du mit 27 deinen Weg gefunden hast, wie bist du da mit solchen gesellschaftlichen Rollen umgegangen?

Am Anfang zeigte ich natürlich: Hollywood-Filmweiblichkeit: janz lange Wimpern, janz lange Haare, janz viel Hüfte, janz korsettierte Taille, dass ich alles so zurechtgeschnürt habe, dass ich als Marylin Monroe durchge-

hen würde. Super-hyper-über-weiblich. Was du als »Bio-Frau« im Alltag gar nicht bringen kannst, als Hausfrau, Mutter, da geht sowas ja gar nicht, weder zeitlich noch gesellschaftlich. Diese übersteigerte Weiblichkeit, das kann frau im normalen Leben gesellschaftlich gar nicht umsetzen. Aber ich hab' das extrem ausgelebt, so over the top. Was natürlich auch anfangs so ist, wenn mensch endlich zu sich stehen kann; wenn man entdeckt, wer man wirklich ist. Da gehst du nicht mit 'ner Kittelschürze und 'nem Wischmopp auf dem Kopf raus: Nein! Ich will meine Haare wie Farrah Fawcett fluffig aufdrechseln, falsche Wimpern ankleben, meine Fingernägel kunterbunt lackieren. Ihr wollt 20 Zentimeter Pumps? Ich nehm' 27 Zentimeter. Ich werde mich so nuttig stylen, wie es nur geht, um die Frau in mir zu leben, die 27 Jahre nicht da sein durfte. Das wird so extrem, dass du einfach für alle ein Affront bist, weil du so over the top bist, schriller als Marylin Monroe in ihren geilsten Filmen. Schriller als Hollywood-Weiblichkeit, du bist 'ne Überzeichnung von Hollywood. Als Transe willst du viel weiblicher sein, als jede »Bio-Frau« jemals war. Ganz extrem. Es brauchte so zehn Jahre, bis ich mein Frausein adaptiert hatte. Mit 37 reflektierte ich: »Mein Aufreten, meine Erscheinung ist vielleicht etwas too much.« Ich hatte mir zu viel Neid und Missgunst »erarbeitet«. Mitleid und Hämme kriegste ja geschenkt. Ich war jeden Abend aufgebrezelt, sieben Stunden im Badezimmer, bevor ich eine Stunde vor die Tür ging ... um mich feiern zu lassen. Im Grunde ganz schrecklich. Aber wir hatten die Zeit, wir hatten die Muße, wir hatten das Bedürfnis und auch den gesellschaftlichen Kontext, das machen zu dürfen.

Und der Kontext, das war Neukölln?

Nee, in Neukölln war ich bis 22. So ab 1983 lebte ich in Kreuzberg – wo ich die nächsten Jahre peu à peu zu meinem Frausein fand. Tagsüber bin ich als Mann *verkleidet* ins Büro gegangen. Abends hab ich mich geschminkt und aufgebrezelt, bin ausgegangen, und morgens wieder als Mann zur Arbeit – immer in Angst, entdeckt zu werden: Hoffentlich hab ich keine Nagellackreste übersehen oder Wimpernkleber ...! Und das ist natürlich höllisch anstrengend. Aber das Umfeld Kreuzberg half mir, zu mir zu finden: Dort war alles punkiger, greller, bunter. Also wenn du nicht individuell anders warst, dann gehörtest du nicht nach Kreuzberg.

Es war die Zeit der Hausbesetzer, der Punker, der outcasts, der misfits. Weißte, alles was gegen die gesellschaftliche Norm war, war in Kreuzberg, und super, weil es gesellschaftlich jut war. Du warst nicht für irgendwas,



Abb. 1: Gérôme Castell. Styling by Andreas Bernhardt (basics).



Abb. 2: Gérôme Castell. Show im *Rauschgold*.



Abb. 3: Cihangir und Gérôme 1985.



Abb. 4: Cihangir und Gérôme bei ihrer Einweihungsfeier 1985.



sondern erst mal gegen alles. Und da war es toll, individuell zu sein, nicht zu machen, was alle anderen machen, sondern ... das Innere nach außen zu kehren: That's what I am. Noch mehr Schulterpolster: im T-Shirt, in der Bluse, im Kleid, im Jäckchen, im Mantel. Wir hatten Schultern von der einen Ecke zur anderen. Je extremer, je geiler. Das war die Prämisse. Wer bourgeois war oder fremdbestimmt alles mitgemacht hat, galt als Lutschpuppe, Pausenclown, Nebendarsteller im eigenen Leben. Wir waren alle selbstbestimmte Hauptdarsteller.

Es gehörte also zum Normalen, dass alle etwas abgedreht sind?

Nicht zum Normalen. Zum guten Ton gehörte es, individuell zu sein, nicht zu machen, was Mami, Papi sagten oder die andern, sondern aus der Masse herauszustechen war ein Plus. Was heute nicht mehr ist. Heute sind viele manipuliert, völlig gleichgeschaltet: »Sei so, wie alle anderen, fall nur nicht auf, fall nur nicht aus dem Rahmen.« Wenn meine Mutti fragte: »Was sollen denn die Nachbarn sagen?«, antwortete ich: »Zahlen die meine Miete? This is my life. Ich mach mir die Welt, wi-de-wide wie sie mir gefällt.« Ist mir doch wurscht, watt die denken.

Wenn ich heute junge Leute frage, was ist denn deine Lieblingsfarbe, sagen die: »bunt«, um nicht anzuecken – einen Standpunkt zu vertreten und auszudiskutieren –, um sich im Leben durchzuwurscheln. Die erscheinen mir wie Amöben, ohne feste Kontur, ohne Rückgrat und Haltung. Da weiß ich doch gar nicht, *wer* mir da gegenübersteht. Wir hatten noch Streitkultur, dass man durchaus verschiedener Meinung sein durfte und auch war, aber nicht rechthaberisch. Die Auseinandersetzung setzte uns zusammen – nicht auseinander. Ich konnte mein Gegenüber mit eigener Meinung besser begreifen und wertschätzen, auch wenn ich die Meinung nicht teilte. Ob das Cihangir war, ob das İpek war – wir waren so anders – so unterschiedlich mit verschiedenen Lebensstilen, aber die Andersartigkeit war kein entzweidendes Element, sondern ein verbindendes. Ich mag Rot, du Grün. Okay! Man versuchte nicht, das Gegenüber umzustimmen. Jede Meinung war richtig und gut und verbindend.

Heute leben alle in ihrer Blase – gleichgeschaltet: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns – wie 1933. Das finde ich ganz schrecklich, dass alle machen, was alle machen. Aber Massenkonsens bringt uns nicht weiter. Statt Massenkonsens zu folgen, fordere ich zu Heldentum auf: nämlich Individualität – was »mein« Berlin in den 80ern war – individuell! Individualität fördert *Einheit* durch Unterschiedlichkeit – anstatt der Mehrheit als Masse zu

folgen. Der Herdentrieb führt zu Bequemlichkeit und Mittelmaß: »Wer der Herde folgt, sieht nur Ärsche vor sich«! Don't follow the masses – the »M« is silent. Drum: Ziehe niemals mit den Herden – im Strome wirst *du* ärmer werden. Nur Eremiten brachten die Menschheit weiter. Siehe Kopernikus, Paracelsus, Nostradamus, da Vinci, Sokrates, ...

Wir waren Avantgarde. Gingend voraus in Individualität, mit Unterschiedlichkeit als verbindendes Element. In jeglicher Richtung, ob Religion, sexuelle Orientierung, Lifestyle. Da war viel mehr Akzeptanz unter uns. İpek ist lesbisch, Cihangir schwul, ick bin trans. Was verbindet uns? Dass jeder individuell seine Identität hatte, dass wir gekuschelt haben, geknutsch haben und stolz waren, anders zu sein. Das war das verbindende Element. Heute ist Mainstream, Gleichschaltung die Verbindung. Fürchterlich.

Wenn ich noch anschließen darf: In welcher Straße oder in welchen Straßen hast du gewohnt, in WG, in einem besetzten Haus – oder wie war deine Lebenssituation?

Ich war seit 1981 Fremdsprachensekretärin und habe beim SFB (*Sender Freies Berlin*) gearbeitet, wohnte mit Cihangir zusammen in 'ner WG, 117 Quadratmeter am Kottbusser Damm. Also 101, direkt neben der *Ankerklause*, da haben wir gewohnt. Bis 22 lebte ich in der Wohnung meiner Mutter, mit ihrem ganzen Gedöns – sie war zu 'nem neuen Lover gezogen und hatte mir ihre Wohnung überlassen, mit ihren Möbeln. Aber die spiegelten mich nicht. Das war ich nicht. Als mich Cihangir fragte, ob wir nicht zusammenziehen wollten, war das meine Befreiung von der Vergangenheit. Jeder hatte zwei Zimmer, wir hatten zwei Badezimmer, ein Ankleidezimmer.

Ich war da noch mit meiner zweiten großen Liebe, Marion, zusammen, wo ich noch den Mann spielen wollte ... Bis ich dann feststellte: Ich bin kein Mann, ich bin eigentlich ein Mädchen. Das war eben auch die Zeit, mit Blixa Bargeld², Nina Hagen. Ich und Cihangir hatten beide einen festen Job, um die Miete zu zahlen, weil 1.200 D-Mark Miete war richtig viel Geld, und dazu noch Strom und Telefon. Es gab ja damals noch echte Gehälter für einen festen Job, das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Aber wir mochten eben die Hausbesetzer, wir mochten die, die

² Frontsänger von Einstürzende Neubauten. Informationen: <https://blixa-bargeld.com/> (30.01.2021).

gegen das Establishment waren, wir mochten – Punks nicht unbedingt –, aber wir mochten Nina Hagen, weil sie so toll singen konnte.

Zu Westberlin gibt es ja auch das Bild des »Verloddertseins«. Wie ordnest du dein Umfeld ein? Sticht es heraus?

Ja. Denn wir waren – im Vergleich zu den Hausbesetzern – schon irgendwie bürgerlich arriviert; hatten 'ne Festanstellung mit regelmäßIGem Einkommen. Dennoch mochten wir die, die gegen den Strom schwammen; die sich trotz möglicher Nachteile bewusst anders als die Mehrheit verhielten, sich nicht an herrschende Vorlieben anpassten und keine Trends mitmachten, weil wir uns das noch nicht trauten, denn das Blöde am Gegen-den-Strom-Schwimmen ist, dass einem so viel Verpeilte entgegen kommen, die alle glauben, sie machen es richtig.

In meinem Zuhause muss alles harmonisch und aufgeräumt sein, damit ich mich aufladen kann, um dann aufgebrezelt rauszugehen und zu sagen: That's what I am. This is me. Ich hätte das nie gekonnt, wenn ich unter der Brücke oder im besetzten Haus gelebt hätte – das wäre nicht gegangen. Wir waren da eher bürgerliche Geldverdiener, die aber nicht immer das taten, was von ihnen verlangt wurde.

Damals gab es ja diese Volkszählung – und natürlich waren wir gegen die Volkszählung. Das ist übrigens das, was gerade passiert unter Corona, dass man überwacht wird ... Wir haben natürlich demonstriert und sind auf die Demos gegangen. Wenn Unrecht zu Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht.

Und Cihangir, als Türke, mit beschränkter Aufenthaltsgenehmigung – das war so 'ne Nummer, dass wir überhaupt zusammenziehen durften: Zwei Männer, wo die eine sich abends als Frau zurechtschob. Wir mochten die Außenseiter, zu denen wir ja auch zählten. Aber auch nicht wirklich, weil wir eben unsere festen Jobs hatten, unsere Einkommen. Doch – nur weil wir'n festen Job hatten, machten wir nicht gleich auf Familie. Für Beziehungen wurde ich nicht hergestellt!

Das geht scheinbar gut zusammen: eine Umgebung, die Veränderung will und zulässt, und kulturelles, individuelles Miteinander-Leben. Also funktionierte es, dass die Hausbesetzer mit »den Kulturellen« subkulturell – wenn man es so nennen will – zusammenkamen?

Genau, das war eben das Tolle, dass wir Blixa hatten, dass wir Einstürzende Neubauten hatten, dass wir Ton Steine Scherben hatten, dass im SO36 Konzerte von denen stattfanden, wo wir – arrivierte Geldverdiener, arbei-

tende Leute – Worte und Musik in die Ohren bekamen, die die Welt noch nicht gehört hatte. Es war horizonderweiternd. Weißte, wir kannten ja nur die Welt unserer Eltern. Auf einmal lernten wir Dinge kennen, wo wir sagten: »Wow, so sehn die die Welt?« Wir empfanden das nicht als Subkultur, das war Kultur für uns. Auch die Steinewerfer und Hausbesetzer – das waren für uns absolute Helden des Alltags! Die sich Dinge trauten, die wir uns noch nicht trauten. Wir wollten zwar individuell sein – aber direkt mit dem Staat in Konfrontation zu treten, dafür hatte ich nicht genug Mut. Nicht genug »Eier in der Hose«, wenn du so willst. Und das haben die eben gemacht – und deshalb fanden wir sie klasse, und die Texte, die Musik waren so anders – es war nicht meine Musik, aber ich mochte, dass die ihren Unmut verbalisieren konnten. Wie die das ausdrücken konnten, was sie so scheiße fanden am System. Wir haben das auch bemerkt und genauso gedacht, aber wir hätten das nie in Musik umsetzen können. Und dafür waren das unsere Helden. Das war für uns keine Subkultur, das war für uns Hochkultur. In Kreuzberg. Wenn man ins *SO36* reinkam, als modeaffine, systemkonforme Person, gehörte man dazu. Durch die Musik spürten wir auch physisch diesen Hass gegen das System: *Macht kaputt, was euch kaputt macht*. So unrecht hatten sie nicht.

Du hast nun das SO36 schon erwähnt. Welche Orte waren so angesagt?

Es gab das *BeeHive*, wo sie die neuste Housemusik spielten. Wir Berliner waren ja immer so sechs Monate zurück zu dem, was man im Radio hörte – weißte, weil Berlin immer zu spät beliefert worden ist, mit irgendwelchen aktuellen Platten. Als wir dann in Clubs zum ersten Mal Housemusik und Rap hörten – das war für uns auf einmal so, als wären wir in New York: »Wow, was is'n ditte? Is' ditt geil!«

Im *BeeHive* rochen alle lecker, sahen superschick aus. Das *ID-Magazine* aus England kam vorbei und fotografierte uns. Es war ganz international. Und natürlich *Dschungel* – wenn man da reinkam, war man etabliert, war man eine Szenegröße. In keinem anderen Club außer dem *Dschungel* gab es eine Türsteherin. Man konnte umsonst rein, aber man musste anders sein, man musste außergewöhnlich sein, man musste 'ne Szene repräsentieren, man musste Persönlichkeit sein. Die Türsteherin hat mal zum Beispiel Mick Jagger nicht reingelassen, weil sie sagte: »Du bist zu hässlich, sorry.« Wenn du da reingekommen bist, hast du dich gefühlt, wie Queen Karlotta auf'm Pferd. Dort waren oft »Stars«, wie Nina Hagen, Boris Becker, David Bowie ... Aber wir Berliner*innen waren *nie* starstruck, wie die Kids heute.

Nee, wir Berliner fühlten uns selbst wie Stars! Weißte. We are all stars and we celebrate together! So haben wir das auch gehandhabt. Ich weiß nicht, ob man das heute noch so verstehen kann: Jeder war für sich toll, aber wir waren nicht egozentrisch. Wir waren trotzdem altruistisch und haben miteinander gefeiert. Heute ist mehr Ellenbogen, die feiern gegeneinander. Ich bin froh und dankbar, dass ich dieses harmonische Miteinander erleben durfte. Da gab es auch keinen – was ich heute überhaupt nicht verstehe – Rassismus. Schwarze, Gelbe, Rote, Blaue waren immer überall zugegen – und es war klar: Sie sind da, wir sind da, wir gehören alle als Berliner*innen dazu. Das war normal. Daher verstehe ich heute die Rassismusfrage nicht.

Andere Personen haben durchaus Rassismus beschrieben, mit Blick auf Erfahrungen. Hast du auch schlechte Erfahrungen gemacht?

Nee, überhaupt nicht. So war das nicht. Es war: Warst du nett, war man nett zu dir. Es galt: Es ist nett, wichtig zu sein – aber viel wichtiger, nett zu sein. Wie es hereinschallte, schallte es auch wieder heraus. Heute musst du so aufpassen, wo du hingehst und was du sagst. Die Berliner Schnauze mit Herz vermisste ich sehr. »Na, du alte Dreckschlampen« bedeutete: Schön, dass du auch hier bist.

Den Rassismus, den du ansprichst, habe ich nur in meiner Kindheit mitbekommen. In Neukölln, wo ich zur Grundschule gegangen bin, auch mit Gastarbeiterkindern, wo ich nicht verstehen konnte, dass meine Mitschüler mit sechs, sieben, acht Jahren gesagt haben: »Die nehmen uns unsere Arbeit weg ...« Ich war mit den türkischen Kindern immer ein »Arsch und ein Kuchen«. Auch weil mir meine Mutter beigebracht hat: Die sind genauso wie wir. Die sprechen nicht so gut Deutsch, aber das bringst du denen bei. Für mich war normal, dass ich von türkischen Kindern umgeben war. Für mich war normal, dass ich Baklava gegessen habe und nicht Nudeln. Bei mir war das so mit schwarzen, türkischen, mit allen Kindern: Es war keine Frage, wo kommst du her? Es war klar, du bist Berliner. Wir sind alle in einem Raum, es ist alles so richtig, wie es ist. Und das, was du ausstrahlst, kommt auch immer zu dir zurück. Wenn ich frühmorgens aufgetakelt wie ein Weihnachtsbaum aus der Nacht nach Hause torkelte, wagte niemand zu fragen: »Wie siehst denn du aus?«

Und das ist auch deine Erfahrung auf der Straße – oder hast du auch mal negative Erlebnisse gehabt?

Zu der Zeit noch nicht. Schräg und extrem zu sein – das war normal. Was

Negatives erlebt? Nur 2013, als ich zusammengeschlagen worden bin – das war die einzige negative Erfahrung, die ich jemals gehabt habe. Sonst gab's immer Zustimmung, Applaus, Unterstützung, support. 2013 war das einzige Mal ... Da spürte ich bereits: Jetzt beginnt das neue Biedermeier, als Rückschritt zu Kinder, Küche, Kirche. Niemand will mehr extrem sein. Dafür liebte ich die 80er/90er. Seit 2000 war das nicht mehr so.

Du würdest also aktuell eher einen Rückschritt sehen? An anderen Stellen wird das anders gesehen – Homo-Ehe, mehr Vielfalt in Schulbüchern. Du würdest das anders sehen?

Ja. Also gesetzlich ist das bestimmt ein guter Weg, aber die heteronormative Mauer in den Köpfen, die kriegst du nicht weg. Es geht jetzt wieder um Kinder, Kirche, Küche und Ficken, Fressen, Fernsehen, womit die innere Leere gefüllt wird. Wenn du da nicht reinpasst, weil du Fummelträgst, kreativ und lustig bist, gerne flirtest und eloquent denkst und reden kannst, dann ...

Wäre das Leben, dass du für die 80er Jahre so für Westberlin beschreibst, auch in der BRD möglich gewesen?

Nein, für mich auf keinen Fall. Wir waren Mauerstadt und hatten doch nix. Es gab doch nix. Was ich sagte – mit den Platten: Wir hörten die Musik im Radio und sechs Monate später konnten wir erst diese neuen Platten kaufen. Wir waren so ein bisschen hinterher. Zum Beispiel: In London gab es Minirocke – ehe wir die in Berlin hatten, war die Minirockmode schon wieder vorbei. Wir waren immer so abseits, also mit der Belieferung. Und dadurch ergab sich aber so 'n Selbstbewusstsein: aus Stroh Gold machen zu können. Ich kann's dir gar nicht beschreiben. Weißte, ich konnte mir nicht vorstellen, dass in Köln, München, Hamburg Leute wohnen, die glücklich sind, da zu leben ... Es gibt doch nichts Göttlicheres als Berlinerin zu sein. Sorry!

Guck mal, die Stars, die da so im *Dschungel* rumliefen – wir fühlten uns denen ebenbürtig. Einmal war da Jacqueline Bisset, also Hollywoodgröße ... Und wir so: »Who are they? We are Berliners!« Das war ein Selbstbewusstsein, das kann man sich gar nicht vorstellen. Wir Berliner waren in dieser kleinen, armen Mauerstadt zusammengepercht und fühlten uns dennoch privilegiert, weil wir außergewöhnlich waren und in den *Dschungel* reinkamen. Man verabredete sich nicht für neue Locations, sondern es ergab sich automatisch: *Und wieder sind sie alle da, die man schon die Nacht lang sah* (Song von Lilly Berlin). Weil wir wussten, wir sind die

Hautevolee, *so special*, das prägte die persönliche Einstellung zum Leben. Eben weil wir nicht so viel hatten, hat man aus allem was gemacht ... Ci-hangir hat sich immer selbst Kostüme geschneidert. Man war kreativ. Wir dachten: Wie kann man außerhalb von Berlin leben? Unser Lebensgefühl war: Uns kann keiner was, weil wir sind alles!

Eine gute Einstellung ...

Oder? Ich sage den Kids von heute: Learn to love yourself, love yourself, love yourself. Die machen sich alle untereinander oder selbst so fertig: Mein Haar ist zu dünn, hier ist ein Speckring, sind das Augenringe oder Lidschatten? Hilfe, ich kriege Augenfalten. *Love yourself* – trotz/mit/und wegen all deiner Unzulänglichkeiten.

Das haben wir damals so gehandhabt. Es war wirklich so. In Berlin durfte jede/r so crazy und rotten sein, wie man wollte: Sugar Moon, Ratten-Jenny, die Nachtigall von Ramersdorf, Romy, Zazie – das waren so unsere Ikonen, die so schräg waren, schräger als wir. Das war toll, dass man außerhalb der Gesellschaft war – und trotzdem Teil davon.

Und hast du auch mal in Köln, München und Hamburg nachgesehen?

Ja, es gab diese Zeit, als alles so anti war – ca. 1995 ging es los. Nach den ganzen Räumungen. Da war in Berlin alles depri. Alles war so negativ. Alles war so anti. Dieses »A«-Symbol, mit so 'nem Kreis rum, das Anarcho-Symbol. Da sind wir nach München gefahren. Und München war für mich der Hammer! Weil die Punks da zwar punkig gestylt waren, aber sie rochen nach Chanel und hatten 'ne positive Einstellung zum Leben. München, das war: Jungs und Mädels waren – egal welcher sexuellen Orientierung zugestan –, alle war'n geschminkt, gut gelaunt und frech frisiert. Als ich nach Berlin zurückkam – war alles so depressiv, no future, alles Scheiße. Obwohl in München die »schwarzen Sheriffs«, also Privatpolizei, patrouillierten und aufpassten, dass man auf dem Bahnhof nicht ausspuckte, konnte man sich da ausleben, wie in Berlin. Aber es roch nach Parfum. Anfang der 90er kippte in Berlin die Stimmung. Man merkte, man hat eh keine Macht, kann nichts gegen die Obrigkeit – das Establishment – ausrichten. Man resignierte. Gerade nach den ganzen Hausräumungen. Das war so depri – dieses »A« im Kreis. Das gefiel mir nicht. Ich wollte das Gefühl haben, wir sind gegen alles, aber trotzdem noch *mit allen* verbunden. Ich bin vorher noch nie freudig nach Wessi-Land gefahren. Aber die Münchner hatten diese Lebenslust. So entkam ich der Berliner Tristesse.

Und in der anderen Richtung: Wie hast du Ostberlin wahrgenommen?

Meine Mutter gestand mir erst mit 14, dass ich eine Halbschwester und einen Halbbruder im Osten habe – die in Halle an der Saale bei den Großeltern aufgewachsen. Wir sind mit 14 das erste Mal über den Tränenpalast in die DDR. Und ich schwör dir, das war der Horror, ein gelebter Albtraum. Weißte, du musstest ja Friedrichstraße aussteigen – und dann kommst du da hoch und da stehen überall VoPos [Volkspolizisten] mit schussbereiten Maschinengewehren. Und du weißt, du hast 15 Kilo Kaffee, dreieinhalb Kilo Kakao und 'ne *Bravo* mit. Alles Zeug für unsere Verwandten, die ich gar nicht kannte. Wir wussten, keine westlichen Zeitungen, keine Waren aus der BRD. Ich hatte Angst, als die VoPos sich meinen Kinderausweis fünf, sechs, sieben Sekunden lang anschauten. Diese Panik ... Wir hatten ja keinen Pass als Jugendliche – nur diesen Lichtbildausweis. Ob wir überhaupt einreisen durften? Panik hoch Zehntausend.

Meine Verwandten kamen nach Ostberlin – und wir mussten bis Mitternacht wieder in Westberlin sein. Ein Albtraum, diese Angst mit 14, diese Panik, dieses Prozedere ... »Woher sind Sie?« »Aus Berlin.« – »Nein, Sie sind aus Westberlin – Berlin ist die Hauptstadt der DDR.« Das war so schwierig mit den Terminen. Egal, was du sagtest – es war immer falsch. Es roch nach Mottenpulver, Schießpulver und nach Testosteron. Schlange stehen, langsam weiter. Wie heute im Supermarkt – langsam, immer Abstand halten. Uah, history repeating?

Später war ich auch mal allein in Ostberlin, weil Freunde von mir aus den USA da aufgetreten sind, im Palast der Republik. Die DDR zu betreten, kostete ja Eintritt – 25 D-Mark wurden zwangsumgetauscht gegen 25 Ostmark (heute 1,50 Euro).

Mit dem Osten wird ja in der Zeit auch viel die S-Bahn verbunden – und du hattest im Vorgespräch ganz lustvoll gesagt, dass du da eine Anekdote hast. Willst du sie anbringen?

Ja, aber es war die U-Bahn. Ich wohnte am U-Bahnhof Leinestraße und wenn ich nach Wedding wollte, musste ich durch die Zone fahren. Deren Stationen waren unbeleuchtet, weil der Zug da nie hielt. Keiner durfte aus- oder zusteigen. Es patrouillierten VoPos da.

Ein Erlebnis werde ich nie vergessen: Ich war in Wedding, in 'ner Disse und fuhr wieder zurück zur Leinestraße. In der Bahn fuhren drei Leder-Homos mit. Also richtig so mit Chaps, also Arsch frei, Beule vorne im Schlüpper draußen und mit Schnauzbärten, wie der YMCA-Sänger. Und

ich war als Popper zurechtgemacht. Ich dachte: Sind das Hells Angels oder was? Uahh! Während der Fahrt haben die einen der Typen mit Handschellen an diese Haltestangen angekettet und haben den – also sechs, sieben Leute fuhren noch mit der U-Bahn, der letzten U-Bahn – da gefickt, einen geblasen. Ich dachte, das glaub ich jetzt nicht – das träume ich doch. Nicht schön. Zu viel Sexualität for me ... Und man konnte ja nicht aussteigen und den Waggon wechseln in der Zone. Ich starrte auf den Boden. Dann Endstation Leinestraße. Puh. Alle stiegen aus, auch die Typen ... aber sie ließen den angekettet ... Ich traute mich zu sagen: »Das geht aber nicht ...« – weil die U-Bahn fährt ja in den Schacht rein und dann bleibt der da angekettet. Und sie sagten dann: »Ja, ja Kleene, das machen wir schon.« und haben ihn befreit. Sie wollten ihn eben noch ein bisschen dieser Angst ausliefern. Die anderen Fahrgäste taten so, als wäre nix gewesen. Mir wurde nur klar: Dieses öffentliche Sexleben, dieses Gebahren, dieses Aussehen, also wenn das schwul ist – dann weiß ich nur eins: Schwul bin ich nicht!

Und die Sexualität von dir und um dich rum?

Mit meinen drei Freundinnen lebte ich Liebe, Harmonie, körperliche und geistige Nähe. Trumpf war: schön und großartig sein. Sex war nebensächlich, wirklich unwichtig. Ich erlebte die 80er fast sexfrei. Mein erstes Mal mit einem Mann hatte ich dann mit 30. Ab da war ich dann nur noch sexuell aktiv ...

Obwohl ... Es gab keinen sexuellen Dresscode, dass man sich »sexy« anzog, um zu gefallen oder Männer aufzugeilen: Ich hatte so 'nen Gummirock mit drei Schlitzen überm Hintern. Das war für mich kein sexuelles Teil, sondern eins, das gerade in war, so Fetisch- und Nuttenstiefel ... nichts Sexuelles, sondern modisch-aktuell. So empfand ich auch alle Menschen um mich herum, als schöne, nette Wesen – die sich aufgertüschten hatten. Sex fand privat statt, war versteckter, man legte es nicht öffentlich darauf an. Es passierte oder passierte nicht. Man ging aus, um mit anderen zu feiern und sich zu feiern.

Wie sich unser Zusammenleben gerade verändert, unser Umgang, gefällt mir absolut nicht! Alle starren nur noch auf ihr Smartphone. I hate Äpp-Päpp-Schnäpp-people. Wisch und weg – nicht meins! Es fällt mir schwer, dieses Gebaren zu akzeptieren. Aber Gesellschaften verändern sich ständig. Hildegard Knef sagte: »Der größte Anspruch, den das Leben an uns stellt, ist, eine Veränderung zu akzeptieren. Unsere Veränderung, die Veränderungen unserer Umwelt – mit ihr – durch sie.« Da hat sie recht. Aber ich kann das nicht.

Abschließend möchte ich sagen: Wehret den Anfängen – Beware of the beginnings ... Unserer Individualität steht Heteronormativität gegenüber, sichtbar als Konformi- und Uniformität – als Mainstream-Herden, mit der Tendenz, die »Anderen«, die »Bunten«, die nicht in das Grau-in-Grau Passenden negativ zu bewerten oder sie auszuschließen.

Ich fordere mehr Zwischenstufen – denn je mehr Zwischenstufen, desto mehr Zwischenmenschlichkeit.

Free your mind and the rest will follow. *If you accept, you are accepted!*

No more straight-acting to please straight people. No ghettos! I am glad and proud to be genderfluid, also bitte nicht mehr: »stock«-homo/-hetero/-trans – gähn, wen bringt *das* weiter?

Mein Vorschlag: Werdet flexibler: Become trans-/straight- or gay-flexible! No pegging/no labels/no evaluation/no assessment. Werdet hetero-, homo- oder trans-*fluid* and the world will be a better place.

Have a nice one ... with love – truly yours – Gérômina

